Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 21

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671827

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XLIV. Jahrgang | Zürich, 1. August 1941 | Heft 21

Zum Bundesfeiertag.

Noch stehn wir stolz auf heimatlichen Triften.
So laßt uns hier, durch Taten und in Treun,
Den Bund des Friedens in der Freiheit stiften,
Den Bruderbund der Einigkeit erneun!

Dem Herrn, der unsre Berge aufgerichtet,
Zu seinem Ruhme sei das Werk getan,
Der uns erhält und nimmermehr vernichtet,
Zu wachem Willen wandelt unsern Wahn.

Wir wollen ohne Furcht und ohne Zagen
In Demut heut vor seinem Throne stehn,
Ihm unser Herz als Hort entgegentragen
Und im Gebet ein Heiligstes erflehn:

Gott, gib uns Kraft, ein einig Volk zu bleiben!
Erfülle uns mit reinem Geisteslicht!
Laß nimmer uns vom wahren Wege scheiden!
Erhebe über uns dein Angesicht!

Und wenn wir irren, weise uns die Pfade
Zu Dir empor, aus Blut und Qualm und Streit!
Beschirme uns durch deine Güt' und Gnade!
Dein ist das Reich, die Macht und Herrlichkeit!

Hans Reinhart.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. (Fortsetzung.)

Zuerst hoffte ich, die vornehme Bekanntschaft habe auf die herbe Lina Eindruck gemacht und das Bäschen verfahre nun freundlicher mit mir. Aber im Gegenteil, sie schoß noch eiliger an mir vorbei und sah mich noch unvertrauter an. „Meinetwegen", sagte ich halblaut, „was geht mich so ein dummer Zopf an."

Dagegen hielt sich meine jüngere Schwester einige Tage eng an mich und fragte mich merkwürdig oft über Dietrich aus, was er alles geredet und getan habe, ob wir einander wohl schreiben werden, ob ich ihn nicht ein bißchen fürchte. „Soll ich dir etwas sagen?" raunte sie mir voll kindlicher Schelmerei ins Ohr. „Aber wirst du auch schweigen? Auf Ehr' und Seligkeit? Denke, er hat mich im obern Gang herumgejagt und die Stiege hinauf in den dritten Stock getrieben und dort sagte er: ‚Schreie doch nicht, ich gebe dir etwas Gutes!' und griff in die Tasche. Da hab' ich gewartet, und da hat er mich geküßt und geküßt und schier verschluckt. Ich hab' seine Zähne gespürt, denk'! Schreien wollt' ich, aber ich konnt' ja nicht, und 's hat ja nicht weh getan. Und jetzt?" lachte das neunjährige, unschuldige Geschöpflein mit seinem knospig aufspringenden Mund, „und jetzt?"

„Du bist mir eine saubere," schimpfte ich altklug. „Gern hast du's gehabt, das merk' ich doch stundenweit."

„Nein, nein, nein!" Sie stampfte mit den Füßen in scheinheiligem Zorn. Aber sie hörte nicht auf, mit den von der Mutter geerbten nachtsüßen Augen zu lachen. „Und jetzt?" wiederholte sie. „Muß ich das beichten?"

„Warum nicht gar," entschied ich großartig. „Das war doch nur Spiel."

„Eija, und es hat ja auch gar nicht wehgetan," tröstete sich das Kind. — — —

Es blieben noch vier Tage bis zur Heimreise. Meine Mutter war so abgearbeitet, daß sogar die Tante und die stille Luise über Sabine laut aufbegehrten und kurzweg jemand zu Verena schickten, um sie zu einem erlösenden Spaziergang abzuholen. Und erst jetzt begann in Sabinen etwas wie Scham zu erwachen, als die Verwandten deutlich genug hören ließen, welches Ärgernis eine Tochter gebe, die sich derart an der Mutter versündige. „Wie du gemagert bist, Verena," sagten sie ungeniert. „Hat dir unsere Brienzer Luft nicht gut getan, oder was ist es? Du siehst ja müder aus nach den Ferien als vorher." — „Schwester," sagte Luise leise, aber tapfer zu Sabinen, „du kannst mir die Mutter nun wohl auch noch ein paar Tage lassen. Du hast sie lange genug ge... ge... braucht."

Jetzt riß etwas in mir, irgendeine feige Gebundenheit, und ich schrie rot und wild: „Verbraucht, sag' nur verbraucht!"

„So geht doch", zeterte Sabine dunkelrot vor Zorn und Beschämung, „geht doch allesammen. Wer hält euch denn?"

„Nein", sagte meine Mutter gelassen, „ich bleibe hier und helfe dir über den Vormittag und das Mittagessen. Du hast ja noch keine Magd. Aber um drei Uhr, Luise, kannst du mich jeden Nachmittag holen. Ich bin noch nie auf dem Friedhof gewesen und habe Schneiters nie besucht und möchte noch einmal zum Gießbach hinüber und endlich auch noch eine stille Stunde in die Kapelle im ‚Bären'. Das will ich noch!"

Klein und doch merkwürdig groß stand die Mutter zwischen den ungleichen Töchtern da, und als sie „Das will ich" sagte, war es, als stoße sie einen Speer in den Boden, so fest stand das Wort. Sabine verzog sich, sonderbar gebückt, in die Kammer, und Luise küßte die Mutter voll Ehrerbietigkeit auf Mund und Wange.

Und so geschah es auch. Leider regnete es zumeist. Aber wie wohl tat es Verenen, an Luisens Fenstergesimse zu sitzen und auf die alte Straße und den noch viel ältern See mit hundert Erinnerungen zu blicken. Dann wurde ich fortgeschickt, sie müßten allein miteinander reden. Ich vorwitziger Bursche wußte wohl, um was es ging. Luise liebte, zauderte, zweifelte, marterte sich und liebte eben doch, sie konnte nicht anders, und eines Tages zeigte sie mit scheuem Finger über die Fuchsien am Gesimse zur Straße hinunter und sagte: „Der ist's, Mutter, mein Schatz, schau' schnell, der!"

„Ah, der!" sagte Verena. „Ja so, von den Hugglern einer, das sind ja die besten Schnitzler vom ganzen Berner Oberland."

„Wo, wo?" schrie ich und drängte mich naseweis zwischen die Blumenstöcke.

„Geh weg," befahl Luise; sie ward wie Purpur so dunkel.

„Zeig' ihn mir!" bat ich und schob mich übers Gesimse. „Das geht mich auch an."

„Du Heillosiger! Nichts geht's dich an!" rief jemand, ich weiß nicht mehr ob die Mutter oder die Stiefschwester, und versetzte mir eins übers Ohr. „Willst du wohl...!"

„Darf man denn die... die... ja, die Schätze nicht anschauen," fragte ich, „wenn sie doch schon auf offener Straße..."

„Die Schätze!" lachte meine Mutter. „Du einfältiger Bub! Geh, geh!" — Und beide lieben Weiber wollten mich vom Fenster zerren.

Dabei geschah es, daß ich an einen Fuchsientopf mit prachtvollen Lilablüten stieß. Das Geschirr flog hinaus und zerschmetterte unten. Der junge, breite, dunkelhaarige Mann blickte hinauf, lachte und grüßte.

Ich rannte hinunter, um zu retten, was noch zu retten war. Aber als ich von den Scherben und zerblätterten Blumen zum Gesimse aufblickte, siehe, da stand der Dunkle schon lachend oben zwischen den zwei Frauenzimmern und rief: „Laß nur, das ist nichts mehr wert." —

Er hatte ja seine Blume. Sie war noch rein von allem Straßenstaub in unversehrter Schale.

Flink wollte ich wieder ins Haus springen. Aber da begab sich etwas Seltsames. Die drei Personen oben am Gesimse leuchteten wie eine irdische Dreifaltigkeit in einer solchen Verklärung, daß mich urplötzlich eine große Schüchternheit packte, ich ratlos auf der Außenstiege stille stand und dann wie vor einer verbrecherischen Ungehörigkeit Reißaus nahm. Erst am See hielt ich inne, saß in einem Boot und wollte das Ge-

schaute überdenken.

Doch da trat einer meiner Kameraden herzu und sagte: „Also morgen mußt du wieder fort, da," er fuhr nachlässig mit der Hand gen Norden, „ins kleine Obwalden zurück."

„Ach ja," antwortete ich froh und unfroh durcheinander.

„So schau' halt noch einmal unsere Berge recht an," fuhr jener schulmeisterlich fort, „denn drüben habt ihr ja doch nur so ein Spielzeug von Bergen."

Ich wollte auffahren, aber da schien mir, die Zinnen der Schwarzhorn- und Axalpkette und das Faulhorn streckten sich in die Höhe und sagten großartig: „Miß uns!"

Und gleich erstanden vor meiner kleinen Seele auch die Riesen, die in ewiger Schneepracht dahinter standen und vom Rothorngipfel aus wie eine Überwelt auf mich herunter geschimmert hatten. Da bog ich den Hals und sagte dankbar: „Ja, Alfred, ich will sie noch einmal gehörig anschauen."

Und ich zog den Hut ab, wahrhaftig, und grüßte einen Berg nach dem andern. Vergaß ich einen, so stupfte mich der ernste Alfred und nannte mir den Namen und nickte bedächtig: „So ist es recht." Und jedem Berg gab ich gleichsam die Hand und verneigte mich vor ihm, als verabschiedete ich mich aus einer erlauchten Gesellschaft, ich, ihr kleiner, armer, namenloser Gast, und jedem sagte ich ade! und ehrerbietig: auf Wiedersehen! Ich war aufs innerste gerührt. Und in dieser Minute geschah es, daß mir das Wesen der Berge in etwas aufging. Ich sah nicht mehr nur den Berg im Berg, das heißt dieses aufrechte, harte, stumme Stück Natur, sondern ein lebendiges Geschöpf, einen Helden, Dulder, Weltweisen, Ratgeber, Helfer, einen Freund und Bruder. Manchmal auch einen Feind, aber immer von ritterlichen Manieren und nur für ein paar schroffe Augenblicke. Ich begann von da an mit den Bergen zu reden, aber noch viel lieber mit den Bergen zu schweigen. Zeitlebens wurde mir in Städten und Ländern nie recht wohl, wo man keine Berge sah, und überall in der Ferne erstieg ich am ersten Tage schon den höchsten Stadtturm, um irgendwo in südlichen oder nördlichen Horizonten wenigstens einen leisen Schatten und Gruß meiner unsterblichen Freunde zu empfangen.

Am nächsten Vormittag fuhren wir ins liebe Obwalden zurück, und zwar, es ist kein Märchen, in einem bequemen Zweispänner. Am Wagenschlag streckte Sabine immer wieder die Hand zur Mutter herein, schluchzte ins weiße Nastuch und ließ Verenas Hand erst fahren, als sich die Räder bewegten und die Tante zum siebentenmal schmetterte: „O herrje, über den Brünig, sollt' man meinen, wäre doch nicht zur Welt hinaus."

Doch, doch, kluge Tante, als wir wieder daheim im altgewohnten kleinen Leben saßen, ohne Seesturm, Dampfschiff, Hotel, Schneeberg, da war mir doch, Brienz und all sein buntes Leben liege so unendlich ferne wie ein anderer Planet.

Zum Klausner.

Ich sagte schon, wie im 15. Jahrhundert unser Dorf mit einem seltsamen Sachsler beglückt worden sei, einem aus den Bergbauern, als Knabe schon mit einem geheimnisvollen Blick und einem feinen Gehör für jedes Geräusch aus der Ewigkeit begnadet, sonst gewiß rauhhändig und derbknochig wie alle Bergler. Er molk und mistete, mähte und schlug Holz, besaß ein folgsames Weib und einen langen Eßtisch voll Kinder, angefangen vom Ältesten, der Landammann wurde, bis zum Knirps zu unterst an der Tafel, der von der Pariser Theologenschule ins hiesige Pfarramt trat. Flühe oder Flüe heißt Fels mit spärlichem Wuchs im Gestein, und da dieser Bauer im Antlitz solcher Hänge wohnte, ward er Niklaus von Flüe genannt. Aus seiner Familie leben heute Hunderte dieses schönen Namens im Kanton, und es fällt auf, daß ein richtiger von Flüe noch heute jenes länglich-breite Gesicht, jene weiten Augen, jene schön gebaute Nase und jenen, ich möchte sagen, klangvollen Mund besitzt, den wir auf dem uralten Totenmal des Bruderklaus entdecken.

Sein gesetztes kluges Wesen, sein klares Erfassen der Dinge, sein Ernst und seine totale Unparteilichkeit ließen ihn schnell im Ansehen des Landes steigen. Aber da war ein Widerstand in ihm, ein Zug nach Alleinsein, nach Menschenflucht und Gottesnähe. Herrliche und tiefsinnige Gesichte verfolgten ihn, aber er überwand sich lange, tat den Gatten-, Vaters- und Bürgerspflichten voller Genüge, saß in der Obrigkeit, lernte den Unrat der Politik bis zum Ekel schmekken und zog sich erst, als seine weltlichen Aufgaben gelöst waren, als gesunder herber Fünfziger aus allem Weltgewerbe in die Einsamkeit zurück. Dem Herrgott, der ihn so heiß und fast gewaltsam verfolgt hatte, und der Zwiesprache

mit den ewigen Dingen wollte er fortdann leben. Er spürte, daß gerade diese Lebensweise ihm passe, wie einem andern der Gottesdienst im Schwall der Öffentlichkeit, einem Dritten am Pult, in der Studierstube zugedacht ist. Es gibt viele Wege. Ein Tor, wer Gott korrigieren und pedantisch auf eine und dieselbe geometrische Gerade drängt. Die Geographie Gottes ist unendlich.

Da lebte der Bruderklaus nun, ein großer Faster und von irdischen Bedürfnissen fast wie ein Engel losgelöst, unsäglich selig in seiner Ranftklause, die ihm die Obrigkeit zwischen steilen Bergen über der Musik des Schneegewässers in den Schatten der Tannen und an eine kleine artige Kapelle gebaut hatte. Hier sah er Tiefes und Hohes, wovon keine Zunge redet, und fand jenes kleine Riesengebet, das nach dem Vaterunser gewiß das mächtigste und schönste ist. Noch steht die Kapelle, noch hangen die Tannen zur Zelle nieder, noch rauscht der Fluß, noch steigen die Berge aus dieser Enge rechts und links wie Türme empor und blickt unsäglich hoch, schmal und feierlich der Obwaldner Himmel in diesen historischen Winkel nieder. Aber leider können sie nichts von jenen zwei großen Jahrzehnten erzählen, die hier vor vierthalbhundert Jahren gelebt wurden, und Bruderklaus hat keine Zeile geschrieben.

Man weiß nur, wie nach und nach das Volk den Weg auch in diese Klausnerei fand. Denn mit solchen großen Menschen entsteht auch immer das Gefühl in der eiteln Welt, daß ihr etwas fehlt und daß man es vielleicht hier holen kann. So strömte denn auf diesen Hügelwegen eine große Wallfahrt in den Ranft, einfache Leute, aber auch Doktoren, Adelige, Regenten, Schriftsteller, Äbte und Bischöfe. Könige und Herzöge sandten Briefe und Geschenke, die ganze damalige Schweiz verneigte sich vor dem Waldbruder, der nicht einmal schreiben konnte.

Zuerst schien ihm das ein Verrat am Einsiedlertum und gewiß fehlte wenig, daß er sich nicht in unnahbare Gebiete versteckt hätte. Aber als Bauer und praktischer Landsmann hatte er das Gefühl der Nachbarlichkeit doch auch in der Klause nicht verloren. Er erhob es nun in eine reinere, geistige Höhe als Ratgeber der Seelen, als Warner und Tadler, als Wegweiser Gottes. Sein Wort war knapp, beinahe rauh, aber von tiefer innerer Milde. Von diesem Verkehr her wissen wir über den Bruderklaus. Die Pilger redeten und schrieben vollen Herzens davon.

Wenn man nun von Sachseln die schönen Bergmatten emporsteigt, eine Stunde lang, dann öffnet sich auf einmal hinter aller Süße des Sarnersee-Tales, gegen das Gebirge zu, die tiefe Melchaschlucht, und es ist beim Hinuntersteigen in diesen Bruderklausen Ranft, als sei man in eine andere, der Ewigkeit ganz nahe Welt geraten. Man fühlt noch etwas vom Atem und Geist des Eremiten hier, verschlafene edle Gefühle erwachen, Eitelkeiten zerstieben, große Ziele klären sich, die Seele bekommt Schwung und oft einen begeisterten Imperativ, aus dem gar zu Menschlichen sich wieder mehr ins Göttliche zu vertiefen, kurz, dieser Ranft ist für den rechten Sinn ein rechtes Heil.

Noch gut erinnere ich mich an einen meiner ersten Pilgergänge dorthin.

Es war ein Septembertag voll Licht. Wir aßen früh zu Mittag, dann zog die Mutter ein dunkelseidiges Kleid aus ihrer jungen guten Zeit an, nicht um sich, sondern um dem Bruderklaus Ehre zu erweisen.

Wir drei Geschwister waren in hellem Übermut. Vor lauter Freude gleich jungen Hunden sprangen wir zehnmal voraus und zurück. Die Mutter wollte schon unterwegs mit uns wechselweise beten, wie viele Pilger tun; aber da flogen Bergfalter herum, da gab es Haselnüsse, da schwänzelte ein Eichhörnchen durchs Geäst und immer war eine neue Neugier vor uns: nein, es ging nicht.

Nun waren wir drei Geschwister alle ziemlich reizbare Naturen, die ältere Schwester regiererisch, die jüngere gutmütig, aber unberechenbar und eigenwilligen Blutes und ich zum Necken unwiderstehlich geneigt. Ich weiß nicht mehr, was für eine Nichtigkeit es war, aber auf halbem Wege entstand zwischen uns ein erbitterter Zank, mit bösen Worten, giftigen Augen und zorniger Anklage bei der Mutter, die langsam und ganz in den Sinn dieser Wallfahrt versunken hinter uns ging und lange nichts merkte, bis wir sie kreischend am Ärmel zogen und aus ihrem stillen Himmel jählings in die wüste, verzerrte Landschaft unseres Haders hinunterrissen.

Sie rief zuerst zwei, drei gebieterische Worte. Aber die Kinderwut war viel zu hoch gestiegen. Wir überschrien sie, weinten beinahe vor Ärger, knufften und stießen einander vor ihren Augen, nichts anderes als kleine rabiate Teufel. Und doch, es war um ein anfängliches Nichts, wie immer, in der Kinderstube sowohl als in der Weltpolitik.

Da wurde das kleine, schmale Gesicht unserer Mutter grau wie Asche. Sie hatte vielleicht noch eben darüber gesonnen, wie der Jüngling Nik-

Mädchen vom Hasliberg. Nach einem Gemälde von E. Hodel.

Dreifarbendruck von Müller, Werder & Co., Zürich.

laus von Flüe einst im Traume sah, daß eine schlanke Lilie aus seinem Munde gewaltig gen Himmel wachse. Aber da trabte sein Zugpferd herzu und fraß die Blume weg. Und so, war die Lehre, verhindere der niedrige Instinkt, die triebhafte tierische Laune, alle Entfaltung nach oben. Oder Verena dachte, wie der selige Mann im Gericht zu Sarnen saß und bei einem Urteil plötzlich Schwefelzungen aus dem Munde etlicher Kollegen hervorbrechen sah. Da legte Bruderklaus das Amt nieder und ging der Gerechtigkeit nach. Oder sie überlegte, wie der Gottesmann einst durch die stille Flur eine unvergleichliche Stimme singen hörte, die zum Eintritt und Trunk in eine schöne Halle einlud. Da floß über Marmorstufen ein kostbares Bächlein herunter, in drei unvermischten Wellen von Milch und Wein und Wasser. Und wer die Schale füllte und davon trank, dem war, als ergriffe die Schönheit, Liebe und Fülle des dreieinigen Gottes sein Innerstes mit Himmelsgewalt, er verlor alle Runzeln und Müdigkeiten und konnte die Leute rings im Felde nicht begreifen, die da ackerten und sich fast zu Tode schwitzten und sich doch nicht eine Minute schenkten, um jedem Rufe zu folgen. Und da freute sich unsere Mutter, daß sie für diesen Mittwoch die Werktagsarbeit weggeworfen, auf den so nötigen Tageslohn verzichtet und sich mit den Kindern in einer Art Gottesdienst zum Gebete im Ranft aufgemacht hatte.

Und nun zerrten wir Kinder, denen sie einen heiligen Tag schenken wollte, zerrten sie zu jenen Harthörigen, zu den Richtern, die Schwefel speien, zum lilienfressenden Tier hinunter, kurz, in den sündigen Alltag!

Noch weiß ich genau die Stelle, wo meine Mutter auf einem Fleck starr und grau wurde. Ganz nahe war eine Brücke und rieselte in einem tannumstandenen Bett ein dürftiges Gewässer. Jenseits der Brücke begann rechts ein Wald, aber vor der Brücke, links am Wege, ganz nahe, stand das sogenannte „Lichtägelkäppeli", ein winziges Kapellchen, zu klein für den Gottesdienst, aber doch mit einem Altartisch und dem Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, wie sie den Leichnam ihres Sohnes im Schoß hält, diesen verdorbenen, verwüsteten Leib mit unsäglichem Jammer betrachtet und so fahl und blutlos wird vor Not wie der Tote hier. Etwa acht Personen haben in der Kapelle Platz. Oft wenn der Gram wegen unseres Vaters Leben oder die Sorge um uns die kleine Frau besonders schwer drückte, mußten wir hier hinaufgehen und beten. Diese Mutter, die den Schmerz so gründlich kennt, wird uns gut verstehen und unsere Vaterunser im Himmel mit ihrer heiligen Stimme wirksam begleiten.

Im ersten Augenblick schien es, als wolle unsere Mutter rechtsum machen und wieder heimgehen. Denn wie konnte man so wallfahrten? Dann aber packte sie mich mit der einen, Paulinen mit der andern Hand und schob uns mit furchtbarem Ernst zum Kapellchen hinein. Die kleine Johanna trottete hintendrein.

Und ehe wir uns noch fassen konnten, begann die Mutter laut: „Vater unser, der du bist . . .," aber brach jählings ab und rief: „O Gott, das, das sind meine Kinder!"

Es ist nicht zu sagen, wie uns wurde.

„Lies, was da steht!" gebot die Mutter erschütternd. Ihre Stimme drohte zu brechen.

„O, ihr alle", begann ich, „o, ihr alle, die . . . die ihr hier vorübergeht . . . sehet an . . . ob . . ."

Ich kam nicht weiter. Schluchzen übernahm mich.

„Du!"

Pauline senkte den Kopf.

„Sehet an," las unsere Kleinste und Unschuldigste mit heller Stimme, „ob ein Schmerz meinem Schmerze gleiche."

O, es brauchte keine Worte mehr. Wir verstanden. Auch unsere Mutter war eine schmerzhafte Mutter und wir, wir, ihre eigenen Kinder, nahmen ihr noch die letzte Freude weg.

Wohl noch nie hatten wir Geschwister zusammen ein so einhelliges, herzliches Vaterunser gebetet wie nach diesem Vorgang. Dann drängten wir uns im Weitergehen um die Mutter, wollten ihr das Täschchen tragen, den Ellbogen stützen, und ich rannte, sobald ich eine Hecke verrammelt sah, hitzig voraus, löste den Holzriegel, öffnete den Zaun weit oder zog die Hagbalken heraus, auch den untersten unnötigerweise, damit die Mutter nicht einmal den Schuh hochheben müsse. Wir sangen Lieder, und Johanna fand zwei reife Brombeeren, die alle beide die Mutter essen mußte. In einer Wiese wurden Birnen geschüttelt, man rief uns, einige zu holen. Wir versorgten sie gut in den Taschen, aber keines dachte trotz des Durstes daran, auch nur eine anzubeißen, weil die Mutter nicht liebte, daß wir zur Unzeit und unterwegs äßen.

Endlich hatten wir die Höhe zwischen den beiden Bergzügen erreicht und stiegen in die rauschende Melchaschlucht hinab. Dort klommen wir die Zelle des Bruderklaus empor, bogen die Köpfe, so niedrig war der türlose Eingang, be-

trachteten die Bank und den Stein, worauf der Einsiedler einst schlief, atmeten das fromme Dunkel und die alte Zeit ein, die solche Menschen gebar, guckten durch das eine kopfbreite Gitterfensterchen in die Kapelle hinein und durch das andere, aus dem der Weise zum harrenden Volke so kurz und gut gesprochen hat, in die grüne Wildnis hinaus. Und die Mutter erzählte, wie er von kranken und bedrückten Leuten überlaufen wurde, wie er für die schwierigsten Burschen den rechten Vers wußte, wie er ins Zukünftige sah und Tod und Teufel so wenig wie Schnee und Regen fürchtete. Hieher seien die Boten in Schweiß und Glut gerannt: er möge helfen, ganz Sarnen brenne; oder: das ganze eidgenössische Haus brenne in Bruderhaß und drohe auseinanderzufallen. Und beidemal tat Bruderklaus das Wunder und löschte die Feuersbrunst. Und hier streckte er sich über die schmale Bank und starb ewigkeitsfroh.

Ganz begeistert war ich, und die uralten Legendenbilder an der Kapellenwand, als wir hinunterstiegen und den Rosenkranz beteten, die stille Bergsonne vor den Fenstern, das ernste Rauschen von der Melchaa herauf, kurzum diese Berührung mit dem Überweltlichen riß mir die Seele auf, und in einer heiligen Trunkenheit streckte ich die Arme aus und sang Gloria in excelsis Deo und Dominus vobiscum, als wäre ich ein fertiger, messefeiernder Priester. Da schlug mir die Mutter sachte die Hand auf den Mund und sagte: „Später einmal, später! Jetzt sei brav und bete."

Dann gingen wir in die untere Kapelle, die am Flusse steht, und dahinter aus seinem niedlichen Häuschen winkte uns der Waldbruder, ein bekutteter bärtiger Einsiedler, der damals den Ranft bewohnte und schon durch seine einsame Erscheinung das Andenken an den Bruderklaus wunderlich schön weckte.

Er ließ uns durchs enge Pförtchen ein, aber riegelte rasch hinter uns zu, wie in einer Burg. Es roch von Nässe, Nebel, Äpfeln und wohliger Gesichertheit das Treppchen hinauf. In der kleinen Stube gab es nichts als Bücher an der Wand und einen Tisch mit Tinte, Feder, viel Papier und einer rauchenden Kaffeekanne und kleinen, dicken Tassen. Vom Fenster sah man an die graue Bergwand und davor ins brummige Vorüberwälzen der Schneewasser.

Wir tranken den guten Kaffee und der wunderbare Bruderklaus und der ordinäre Waldbruder hier schmolzen in meinem Sinn in eine und dieselbe beneidenswerte Gestalt.

Also da riegelt er sich ein, dachte ich, der selige Mann, braut einen Kaffee und wirft viel Zucker hinein, schnitzelt Käse und Brot dazu, guckt in hundert Bücher, redet mit dem Wasser und dem Berg, aber läßt sie nicht herein und dann sitzt er zum Bogen Papier und schreibt von Himmel und Hölle und allen Wundern Gottes. — Und es zwickte mich eine Lust, ein Neid, ein Rausch, und ich griff nach der Feder und überschwemmt von Gefühl vermochte ich nichts als einen gewaltigen, bildlosen, schreienden Strich über den ganzen Bogen zu reißen.

Die Mutter schlug mir derb auf die Finger, und ich erschrak vor mir selber. Der Waldbruder jedoch lachte rauh und sagte: „Ist mir das eine Schriftstellerei!" Dann schob er die Schnupfdose aus dem Ärmel, stopfte kräftig in die Nase und entließ uns mit einem Heiligenbildchen aus seiner zauberischen Heimatlichkeit.

Noch oft warf mir die Mutter den tollen Schnörkel vor. Aber wie oft wiederholte er sich! Wenn ich dem Schauen und Schildern der Wunder am nächsten war, gelang mir nichts als so ein maßloser Schnörkel übers Papier — und fertig.

Ein schwieriger Gang.

Durch mein Asthma, die strenge Mutter und das viele einsame Phantasieren war ich mehr und mehr das geworden, was ich noch heute bin, ein Winkelhocker und Schollenkleber. Mir grauste vor jeder kleinen Lebensänderung. Priester, gewiß, das wollte ich werden, aber womöglich ohne einen Sprung über die Straße zu tun, womöglich im warmgehockten Stuhl, am alten verkerbten Tisch. Nur nicht fort müssen! Daheimbleiben!

Jeden Morgen hörte ich in aller Herrgottsfrühe aus meinen warmen Bettkissen heraus drei, vier Sachslerbuben, die mit Bücherranzen und Studentenkäppi ins Kollegium nach Sarnen zogen, einander zum Abmarsch pfeifen. Das tönte so erfrischend, so tapfer, so lockend durch die Frühe. Und das wenigstens mußte auch ich einmal, wenn ich doch studieren wollte, um sechs Uhr nach dem Gymnasium am Ende des Sees meine lateinische Grammatik tragen, um erst wieder gegen fünf Uhr abends mit vielen Aufgaben belastet heimzukehren.

Ich schauderte vor diesem Schritt und dachte ihn mir so weit weg als möglich. Aber an einem sommerlich warmen und staubigen Apriltag reichte mir die Mutter den Sonntagsstaat, nahm mich

fest am Ellbogen und marschierte mir tapfer voraus, am Seeufer hinunter, über das Galgenbächli und den Melchaafluß, eine gute halbe Stunde weit. Dann ging es am Gartengitter des Studentenkonvikts vorbei, wo am Eingang die Religion und Wissenschaft unseligen väterlichen Andenkens standen. Neugierig guckte ich sie an, aber meine Mutter wandte das Gesicht ab und eilte rascher zum ältern Hause, einem hohen, halb herrschaftlichen, halb klösterlichen Gebäude, Kollegium genannt, wo Rektor Augustin mit seinen zehn Professoren hauste. „Mutter", bat ich mit Herzklopfen vor dem Portal, „gehen wir zurück! Ich bring's nicht über mich." — Denn da standen um den Brunnen und spazierten in der Straße, als gehörte alles Land und Wasser ihnen, schlanke Burschen, alles vornehme Jünglinge, wie mir schien, redeten Hochdeutsch und fremdartige Dialekte, auch Italienisch und Französisch, und lachten mit großen Zähnen und mächtig geschütteltem Haar. Sie sahen mich gar nicht oder so, als wäre ich ein absolutes Nichts. Einige netzten mit der Zunge schon einen dunkeln Flaum. Etwas Undörfliches, Unheimatliches, Weltsicheres bedrängte mich an ihnen.

„Gehen wir um Gottes willen zurück," beschwor ich, und der Atem wollte mir stocken. „Ich will daheimbleiben, Mutter, Zeichnen lernen. Der Vater hat immer gesagt, ich hätt' die Hand dazu. Hörst du Mutter!"

Die vielen Scheiben glänzten so kalt vom Gebäude herunter, es roch so eigen aus dem Portal hervor, ein paar Studenten blinzelten mich jetzt so kritisch an, und einer von meiner Größe trat in roten Pantoffeln und mit dem elastischen Gang eines jungen Tigers auf mich zu und kräuselte so spöttisch seine Lippen und rollte so prachtvolle goldbraune Augen und warf mir so schnippisch den Satz zu: „Soll das ein Mönchlein geben?" daß mir geradezu schwindlig wurde. In diesem Hasenmoment verleugnete ich die ganze Begeisterung der Kindheit, alle Wünsche meines Innern. So ein Feigling war ich. Noch oft im spätern Leben bin ich wegen eines ersten unlieben Eindrucks von einer großen Sache weggeflohen.

Aber damals besaß ich noch meine Mutter. Und die wunderbare Frau sagte zum Spötter nur: „Das wäre mein größter Stolz, junges Herrchen." Da ward der Junge bleich, verneigte sich ritterlich und sagte: „Hier, zwei Stiegen hinauf, wenn Sie zum Rektor wollen!" Dieses stolze Bürschchen hieß Egid Salez und nannte mich, als wir Kameraden geworden, immer noch Mönchlein, wenn er gut, erschreckter Küngel[1], wenn er, wie so oft, bitter gelaunt war.

Mit unwiderstehlichem Schwung riß mich die Mutter die steile Treppe empor. Sicher pochte auch ihr Herz, mit hohen, gelehrten Herren zu reden und ein möglichst billiges Unterkommen für mich zu erstreiten. Aber man sah es ihr nicht an. Und als sie oben an der Gangtüre die Klingel zog, diese Schelle, die so namenlos fremd von innen tönte, und als ich mich verzweifelt losmachen wollte, da gab sie mir wirklich die Hand frei, aber sah mich mit einem so schwarzen Auge an und flüsterte so ernst: „Willst du denn durchaus in der Stube versimpeln?" daß ich wieder nach ihrem Arm griff und mich nun willenlos in alles ergab, was da kommen würde.

Wir wurden noch eine Stiege und dann durch einen Gang voll alter Wandbilder geführt. Äbte vergangener Zeiten, mit Inful und Stab oder einem großen Wappen oder Buch oder Kreuz, blickten da aus verdunkelter Leinwand herab. Über den vielen Türen standen die Namen der Inwohner: P. Johannes, las ich, P. Dominikus, P. Vinzenz ... Das P hieß Pater. Es waren Benediktinermönche von Muri-Gries. Ein Lüftchen, ähnlich dem unserer Pfarrhöfe wehte, aber vornehmer, und vom Garten herauf roch es von Frühlingsblust.

An der letzten Türe links klopfte meine Mutter sehr fest. Ein machtvolles Herein erschütterte mich.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte Verena ehrerbietig vor dem aufstehenden großen, schwarzen Mönch.

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte der Rektor. „Frau Verena? Ihr Sohn?" Der Kenner hatte sofort erraten, um was es gehe. Seine Stimme schnitt scharf durchs Zimmer. Er runzelte die Stirne. Dieser feierliche Sechziger war sicher schlechter Laune.

„Gib dem hochwürdigen Herrn Rektor die Hand!" gebot Verena. Ich tat so. Aber mir schien, der Gegendruck geschehe furchtbar interesselos. „Was ist's mit dem Knaben?" fragte der Herrscherhafte ziemlich schroff. „Etwa studieren? Er kränkelt doch immer."

Ach, meine Mutter mußte zuerst Atem schöpfen. Sie sah so müde aus von der langen heißen Straße, von meinem Widerstand und am meisten von der Last, die sie bis hierher getragen und nun möglichst sachte und heil vom Herzen laden sollte.

[1] Kaninchen.

Wie gerne wäre sie niedergesessen! Gerade neben ihr stand ein gepolsterter Sessel. Einer Ratsherrenfrau oder der Mutter meines reichen Elvezio hätte der hohe Mann wohl einen Stuhl geboten. Meine kleine, gebrechliche Mutter ließ er stehen. Das schnitt mir ins Herz.

Aber der Rektor, der als junger Mönch sozusagen über Nacht aus seiner herrlichen Mutterabtei drunten im Reußtal war verjagt worden, der nur das Brevier und die Geige errafft und gelassen durch den Wintersturm ein barmherziges Dach gesucht hatte, dieser großartige Mönch, der unter hundert Widrigkeiten schließlich an unserem stillen See ein Gymnasium in Blüte gebracht und dazu vor kurzem ein Internat erbaut hatte, dieser hindernisverlachende Mann, der vielleicht Verena erproben wollte, o, er hatte sich gehörig verrechnet, wenn er meine Mutter gering nahm. Sie war noch stärker als er, auch ohne Stuhl.

„Ja, Herr Rektor", gestand sie, „er ist kränklich. Aber der Doktor sagt, gerade darum müsse der Bub studieren. Für ein Handwerk habe er zu kurzen Schnauf."

„Auch zum Studieren, gute Frau, braucht es gesunde Menschen," widersprach Rektor Augustin. „Immer noch besser ein gesunder Esel als ein krankes Pferd werden."

„Der Doktor Stockmann kennt sich da gut aus," beharrte meine Mutter. „Er meint, der Bub werde das Übel nach und nach auswachsen. Und Heinrich hat große Lust zum Studieren. Den ganzen Tag steckt er mir die Nase in die Bücher."

„Das heißt noch nicht studieren, Frau Verena. Studieren ist hart, ist bitter, ist unbarmherzig. Da braucht es einen famosen Kopf und Nerven wie Seile."

„Hochwürden, er will durchaus geistlich werden."

Nach diesem großen Wert hielt meine Mutter inne. Sie meinte, das müsse alle Türen und Herzen aufbrechen.

Mich aber durchfuhr es bei diesem Wort zum erstenmal wie mit einem Messer. Mir war, ich hätte bisher mit diesem Wort in meiner dörflichen, schläfrigsüßen Versunkenheit nur gespielt wie mit einem goldenen Apfel, den man nur anzurühren braucht, damit er einem in die Hand falle. Es war Traum, Dichtung, Märchen gewesen. Ich hatte nur an Glocken, Altäre, Jubelmessen, Predigtgewalt gedacht, an das Errungene, nicht an das Erringen. Jetzt aber stand es da als prosaische Wirklichkeit, mit einem schweren, nüchternen, furchtbar demütigen Anfang, mit zehn Jahren mühseliger Schulbank, mit vieltausendmaligen Straßenwanderungen in Frost und Glut, mit Nöten an Geld, mit Bitten um Hilfe, mit Fernbleiben von daheim, mit fremdem knappen Brot und strengem Kopfzerbrechen. Da ging ein Schauer über mich. Es war, als erwache ich zum erstenmal aus einer vieljährigen Phantasie und sehe hart in die Sache. Ob ich das alles meistere, diese Berge und Seen von Schwierigkeiten? Jetzt entschied es sich für Zeit und Ewigkeit. Soll ich, soll ich nicht? Nachher kann ich's nicht mehr ändern, dann rollt es schlimm oder brav zum Ziele. Mein Gott, mein Gott, wie kommt es nur, daß ich auf einmal so unsicher dastehe, daß ich in so viel Zeit mir nicht alles reiflich überlegt habe. Der Schweiß brach mir aus dem Haar. „Halt", wollte ich rufen, „Mutter halt, warten wir noch ein Jahr. Ich muß erst heillos nachdenken."

Aber meine Mutter verstand mich besser als ich selber. Sie kannte kein Zögern. Als die große Pause nutzlos verstrich, fuhr sie eifriger fort:

„Von nichts anderem redet der Knabe als vom Geistlichwerden. Er ministriert schon vier Jahre lang. Daheim hat er Altärchen und Meßgewand. Er kann das Gloria und Credo und die Vesper auswendig. Der Pfarrer ist mit ihm zufrieden."

Ich strich mich fast hinter die Mutter bei diesem Lob und hörte es dennoch gerne. Jedes Wort war wahr und träufelte Öl auf mein erlöschendes geistliches Lämpchen.

Müde blinzelte der grauhaarige Rektor mit den hellgrauen Augen mich an. Ach, wie oft hat er dieses Lied der Eltern gehört. Und wie vielmal war es verliebter Schwindel oder Täuschung. Solches gehörte zu den sauersten Erfahrungen seines Lebens.

„Das ist bald gesagt," erklärte er ungerührt. „Aber hat er die erste Scheu und Neugier bei uns abgestreift, dann sitzt der Bursche gewöhnlich wie die nackte Mittelmäßigkeit da auf unsern Bänken, langweilig für uns, langweilig für ihn und ganz langweilig für unsern Herrgott. Und mittelmäßig ist nicht genug, wenn einer arm ist. Der Reiche legt Geld dazu, und dem Vornehmen hilft sein Vetter. Aber der Arme hat das nicht. Er muß also mehr als mittelmäßig, er muß ein starkes Talent sein."

„Alle sagen, mein Sohn habe das," erkühnte sich meine Mutter zu erwidern. Mir aber fingen die Schläfen an zu brennen. Ich hatte nie etwas von besonderen Gaben bemerkt, im Gegenteil, unter allen gewöhnlichen Talenten besaß ich jeden-

Frauenschuh (Cypripedium). Phot. Otto Schubert, Horgen.

falls ein ungewöhnlich schlechtes Gedächtnis und einen außerordentlich unpraktischen Blick. Mutters Worte machten mir entsetzlich unbehaglich. Ich zürnte ihrer Leichtgläubigkeit und zürnte doch auch der Schwergläubigkeit des Rektors.

„Nicht von mir, was das Talent anbelangt," fügte Verena sogleich demütig hinzu und wurde dunkel bis zum Haarscheitel hinauf. „Von meinem Manne, von Paul . . ."

Das hätte sie vielleicht besser ungesagt gelassen, denn sofort zog Augustinus die Brauen hoch in die Stirne. Die unvollendeten Statuen, der unordentliche Zeichenunterricht, die Faulheit, die Räusche, o, das wäre ein böses Erbe.

„So ein Genie-Lump," brach er zornig aus. „Da würde Ihr Bub besser sterben . . ."

Entsetzt fuhr ich auf. „Wie, sterben? ich?" Auf einmal, Gott weiß woher, fühlte ich eine maßlose Widerstandskraft in mir gegen alle Ungläubigen, Feinde, Schwierigkeiten, gegen alle Rektoren der Welt. Sterben? Ich danke schön. Nein, nein, leben will ich wie der frische stolze Student da unten, leben, lachen und etwas leisten. Man soll mich nicht unterkriegen. Schulbänke, Grammatiken, fremde Menschen, Heimweh, gut, gut, ich bin bereit, ich will schwitzen, dulden, schaffen, bis ich's unter mir habe. Ich will, ich will . . . Niemand soll sagen, es wäre besser, daß ich gestorben wäre, auch dieser mächtige Mann da nicht.

„Lieber ein junger Engel als ein alter Nichtsnutz!" fuhr der Mönch fort.

„O", rief Verena schmerzlich und strich mir zart über den Haarwirbel, als wollte sie mich vor solcher Härte schirmen. „O, nicht so, Herr Rektor, nicht so vor dem . . .", sie deutete behutsam auf mich.

„Keine Angst, Mutter," wollte ich schreien. „Mir macht das nichts. Laß ihn nur reden!"

Nein, er hatte sich zu sehr gehen lassen, das fühlte auch der Gestrenge sogleich. Aber warum plagt man ihn immer und immer mit Mittelmäßgkeit? Weiß man nicht, wie müde das macht? Er versuchte zu lächeln, trat an mich heran, hob mir das Kinn etwas rauh empor, und zwischen unsern vier Augen wickelte sich ein rasches heftiges Examen ab. Zuerst widerstand ich trotzig, dann kamen mir die Tränen. Da gab er mir einen gütigen Klaps auf die Backe und ließ mich los.

„Nichts für ungut, liebe Frau", lenkte er ein, „ich will den Pauli nicht verdammen. Gott geb ihm den rechten Stupf zur Umkehr. Gottlob, Euer Bub gleicht ihm gar nicht. Der Vater ist doch kohlschwarz, und du bist ein heller Schopf. Die Nase ein wenig, ja, die will so einen Haken biegen. Gib acht auf deine Nase, Bürschchen, bieg lieber das Knie recht tief!"

„Merke dir gut, was der hochwürdige Herr Rektor sagt," mahnte Verena.

„Wir können es ja versuchen, erstlich ein Jahr, wie's zu allem Asthma etwa geht," wandte er sich mit Gebermiene zur Mutter. „Dann sehen wir weiter, nicht?"

„Ich danke vielmal, Herr Rektor. Vergelt's Gott!"

Vergelt's Gott? Der Rektor stutzte. Was meint die Frau? Und er hebt an: „Gut, aber wie ist es dann mit dem Zahlen? Das Studieren kostet. Da könnte mir jeder kommen und sagen: ‚Ich will studieren.'"

Erschreckt sah Verena zum Rektor auf. Sie hatte schon alles im Blei geglaubt. Augustinus wußte doch, daß sie keinen Rappen für einen Studenten flüssig machen konnte. Wie durfte er sie so plagen! Jetzt war es Zeit, sie griff zur schärfsten Waffe.

„Sie haben uns doch," begann sie ehrerbietig und zaudernd, aber Silbe für Silbe klar, „Sie haben mir doch damals versprochen ..., wenn es einmal nottue, mir gütigst beizuspringen ... damals ... mit Pater Vigilius ... wissen Hochwürden, damals ..."

Wie seltsam dieses Damals in mein Ohr klang. Ich verstand es nicht. Aber es mußte ein schweres Wort sein. Vom einen zum andern Mal tönte es drohender.

Dieses Damals ging siebzehn Jahre zurück in jene junge Witwenzeit, wo Verena in Brienz saß und sich vom guten Pater Vigil, einem Mönche dieses Hauses hier, in ihren seelischen Bedrängnissen hatte leiten und voll Zuversicht zum Altare führen lassen. Meine Mutter sah in diesem Augenblick wohl jenen finstergrünen See, die runden Kastanien im Garten des „Bären", den verstorbenen, wahrhaft apostolischen Lehrer, der ihr so Hohes und Tiefes erklärte, indes sie ein Agnus Dei[1] auf eine Stola stickte und im Herzen schon zu ihm und seiner Kirche gehörte. Und vom Fenster der Dependance, wo die Hauskapelle war, hörte sie ihren schwarzlockigen Bräutigam auf dem Harmonium so seelenvolle Choräle spielen und ein strenges sonores Latein dazu singen. O dunkelsüße Zeit! Damals! — Und auf alle Bedenken wegen der Zukunft ... verlassen von der vermöglichen, warmen Verwandtschaft, einem Jüngling überliefert, in fremdem Lande ... antwortete der Mönch immer fröhlich: „Oh, unser Rektor Augustin wird Euch und Euern Mann nie im Stiche lassen. Er hat mir das aufgetragen. Er weiß Arbeit genug für Pauls Talent und wird auch für Eure Kinder, wenn Gott Euch damit beglückt, und gar für einen Buben, der studieren möchte, leicht den Weg schaffen." Damals! — Denn man glaubte Wunder von Pauls Genie und freute sich einer so seltenen frommen Sache, wie diese Konversion den Katholiken erschien.

Und hier in diesem Zimmer stand Verena dann und ging an das Rektors Hand in die Hauskapelle hinüber, nur ein paar Schritte durch den Gang, und legte dort glückselig in seine väterliche Hand das Gelöbnis ab, im Glauben ihres lieben Mannes leben und wirken zu wollen. Und der Rektor im schönsten Chorhemd des Hauses hatte ihr die Hostie gereicht, sie gesegnet als Tochter der gemeinsamen uralten Kirche und ihr noch unter dem Haustor bekräftigt: „Wenn es irgendwo hapert, rechnet auf mich!" Damals! — O welch ein Meer von Salzflut lag zwischen dem damals so geliebten jungen Gemahl und dem noch geliebteren jungen Sohne von heute!

Der regierende stattliche Mönch, der wie ein Turm in der Mitte des Zimmers stand, verstand dieses „Damals" von der bleichen Frauenlippe sogleich. Aber die Anspielung, gerade jetzt und auf diese fast klägerische Art, reizte ihn schwer. Er wurde blaß vor Erregung und rief mit mächtiger Stimme: „Beispringen, helfen, geben, das ist schnell gesagt, meine Werteste. Davon tosen mir die Ohren den ganzen Tag. Der Bub soll kein Schulgeld zahlen, und die Bücher entlehnen wir ihm. Ist das nichts? Aber Ihr meint wohl, ich soll ihm sogar einen Gratisplatz im Internat geben. Gute Frau, das geht nicht. Auch wir sind arm. Wir haben Schulden vom Neubau her. Wir brauchen jedes Bett an zahlungsfähige Burschen."

Meine Mutter schwieg, als sei sie noch lange nicht befriedigt. Ich aber war ganz betroffen. Wie, sollte sie mich wirklich in dieses glänzende Konvikt stecken wollen? zu den reichen Studenten aus aller Welt? So eine Anmaßung! Wegen meinem Asthma. Sollte ich nicht wie die andern Sachsler jeden Abend den halbstündigen Weg heimgehen dürfen? Das wäre mein Tod. So schön der Palast aussieht, ein Käfig ist er doch. Ich war schüchtern und zahm, aber an meine persönliche Freiheit ließ ich schon damals nichts kommen. Beherzt trat ich einen Schritt vor und sagte: „Ich kann ganz gut am Abend heim mar-

[1] Lamm Gottes.

schieren mit den andern." — Auf einmal kam mir alles federleicht vor.

„Das ist gesund", bestätigte der Rektor. „Das stärkt. Probier' es nur!"

„Aber wo soll er denn zu Mittag essen?" fragte Verena und wurde nun auch ihrerseits blaß. „Ich baue fest auf Ihre Güte, Herr Rektor. Ich höre noch heute, wie Sie damals . . ."

„Damals, damals", rief Augustinus und erhitzte sich aufs neue. „Was werft Ihr mir das Wort fortwährend ins Gesicht. Hab' ich's etwa nicht gehalten? Ich bestellte Euern Mann zum Zeichenlehrer, er hielt mich zum Narren. Ich holte ihn zu den Theatern. Gepfuscht hat er. Da versucht' ich's mit den zwei Statuen. Angebissen hat er sie wie der Hund einen Knochen, und dann ließ er's liegen. Kosten, Kosten ohne End' und Verdruß dazu, so war's immer mit Paul, und eine Leistung gleich Null. Wo ist er jetzt, der heillose Vagabund?" beschloß er sanfter, über seine Heftigkeit selber unfroh beim Anblick des schuldlosen Weibes, das so bleich dastand.

„Ich weiß es nicht", versetzte meine Mutter leise.

„Wie lange ist er nun gänzlich fortgeblieben?"

„Seit drei Jahren bin ich mit den drei Kindern ganz allein auf meine Hände angewiesen."

Verena kehrte die Handflächen ganz wenig gegen das Licht, mit einer ungewollten, wahrhaft rührenden Bewegung. Diese bräulichen, fleischlosen, abgeschabten, kleinen Hände, so schön in ihrer Häßlichkeit, so heilig in ihrer Roheit, oh, sie waren ihr größtes Argument.

Der Rektor, ein Edelmann durch und durch, war längst entschlossen, der untadeligen, tapfern Frau den bestmöglichen Dienst zu tun. Aber die Würde erlaubte nicht ein zu flinkes Ja. Das Blut wogte noch auf und nieder von der vorigen Aufregung. Er mußte noch ein Weilchen über Paul donnern und über die Idee schelten, ein Rektor, ein habloser Benediktinermönch, könne nur immer geben und wieder geben, könne geradezu mit Wohltaten prassen. Nein, das denn doch nicht. Aber was man kann, tut man gerne. „Gut", vergrollte das Gewitter, „der Junge soll kommen, mittags um zwölf Uhr setze er sich an den Internentisch. 's ist feste, gute Kost. Aber dann schaffe er und verdiene sich soviel Entgegenkommen ab durch Fleiß, Artigkeit, Gehorsam und gute Zeugnisse. Blühen soll dein Gehirn", wandte er sich an mich und legte die Hand an meine Stirne, „ja, aufblühen wie ein Apfelbaum im Mai. Das Gymnasium ist die Blustzeit. Das Obst kommt viel später, aber ohne Blust kommt es nie. Mach' uns Ehre, unserem Kollegium hier und einer solchen Mutter. Denk' an den Vater, wenn dich die Faulheit versucht. Das Asthma, jawohl, das ist schlimm. Aber schon viele ärmliche, kränkliche Jünglinge haben sich zu Kaisern und Päpsten hinaufgeschwungen. Die Zähne aufeinanderbeißen, eine Faust machen und vorwärts, so muß es gehen. So ist der Viehhüter Felix[1] ein gewaltiger Sixtus geworden."

Ei, so hatte wohl auch der rüstige Greis hier vor vierzig Jahren als verjagter, junger Benediktiner die Kutte in die Faust gerafft, die Zähne zusammengebissen und war mit Psalmenbuch und Geige mutig in die unholde Fremde marschiert. Er hatte sich nicht zum Papst, aber, was mich nicht viel weniger dünkte, zum erhabenen Rektor des Gymnasiums emporgeschwungen, einer Macht im Kanton Obwalden und weit darüber hinaus. Ja, schon zweimal berührte ihn der Krummstab des Fürstabte, und zweimal lehnte er ihn lächelnd ab. Er fühlte sich ohne Inful mächtig genug. Das drittemal, freilich, ist dieser Herrliche ihr nicht mehr entgangen[2].

Die Aufmunterung des imposanten Mönchs fuhr mir wie Feuer durch den Körper. Ich stand auf die Fußspitzen, als wollte ich fliegen, und sagte: „Oh, ich will scharf studieren, Herr Rektor, ja gewiß!" Der letzte Tropfen Feigheit war verduftet.

Wie leicht stiefelten Mutter und ich die steilen Treppen hinunter! Wie schön war die Heimkehr! Aber bei den Statuen war ich diesmal, der sich abwandte, im Gefühl, hier hätte ich Vaters Schulden irgendwie abzuzahlen, und im Zweifel, wie das geschehen könne. Schon wieder focht mich eine Schwäche an. Um so mutiger blickte meine Mutter jetzt die toten Gebilde an. Das war ja nur Stein und in Gottes Namen verpfuscht. Aber da hatte sie einen Knaben aus lebendigem Stoff, und mit des Himmels Gnade und ihrer dauerhaften Strenge sollte daran gebildhauert werden, bis Religion und Wissenschaft ihm ins Fleisch und Blut gehämmert sind und leben und wirken! Diese magere, kleine, seltene Frau, mit unzeitigem Stolz blickte sie über die Klötze hin und pfuschte mir dann liebevoll im unwirschen Haarschopf. — —

— — — Im Grabe liegen sie alle schon lange, die Mutter, der Rektor, die Professoren Vinzenz und Johannes und Othmar, und von den Mit-

[1] Sixtus V.

[2] Er starb als Stiftsabt von Muri-Gries im Südtirol.

schülern gar liebe, und ich Vereinsamter fasse mich am gleichen welken Haarschopf heute und frage, was eigentlich aus meinem Klotz geworden sei. Ach, verhauen und verschnitzelt ist auch da vieles, ein invalides Stück, und schon bröckelt es an allen Enden. Wenn der große Bildhauer am letzten Examen nicht viel barmherziger als gerecht wäre, dann ...

Von nun an ging ich durch sieben Sommer und Winter in dieses Kollegium hinunter, und von Jahr zu Jahr erschien mir der Rektor verehrungswürdiger, die Professoren väterlicher, die Studenten brüderlicher, das Studieren köstlicher. Und als meine Mutter starb, war mir, ich sei nun hier daheim, und ich hätte gewünscht, nie mehr aus diesem warmen, gescheiten, lieben Kreise weg in eine neue Fremde hinaus zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Treue.

Drei alte Soldaten im Felde stahn,
Sahn sich die Manöver der jungen an,
Und hatten ihre Freude daran.

Es sprach der Welsche: **Ventre saint gris,**
Quel plaisir de voir nos jeunes amis,
Ca fait chauffer le coeur et rajeunir,
La Patrie sera sûre de son avenir!

Drauf der Alemanne: Potz sapperlot,
Die junge Garde arbeitet flott.
Am liebsten möchte man auch wieder
Im Ehrengewande bewegen die Glieder!

Und der Tessiner: **Che brava gente**
Col cuore nobile e ardente,
Sempre pronta col sentimento alto e commosso
Per proteggere la croce bianca in campo rosso!

Und alle drei mit leuchtendem Blick
Dachten an ihre Jugend zurück,
Als sie im Staub und bei glühender Sonne
Singend marschierten in der Kolonne.

Und gelobten, daß sie noch jederzeit
Zum Schutze der Heimat wären bereit,
Trotz ihren silbernen Haaren
Und den reich bemeßenen Jahren. —

Albert Ott.

Betrachtungen zum 650jährigen Bestand der Eidgenossenschaft.

Von Ernst Eschmann.

Der diesjährigen Augustfeier kommt besondere Bedeutung zu. Überall und besonders in der Innerschweiz werden Feiern vorbereitet, um den denkwürdigen Tag zu begehen, da vor rund 650 Jahren der Grundstein gelegt wurde zu unserm schweizerischen Staatswesen, das heute auf eine bewegte, an Ereignissen reiche und interessante Geschichte zurückschaut. In Büchern und historischen und vaterländisch-freudigen Gedenkschriften und Darstellungen aller Art wird das Ereignis beleuchtet; die Jahrhunderte mit ihren kriegerischen und politischen Vorgängen werden noch einmal abgeschritten. Glücksfälle, Niederlagen und Spannungen im Innern und nach außen kommen wieder zur Sprache. Der Hauptgedanke bleibt die an ein Wunder heranreichende Tatsache, daß wir so lange uns durch alle Stürme behaupten konnten. Wir haben unser Schiff durch die aufschäumenden Wogen des letzten Weltkrieges 1914—1918 hindurchgesteuert. Wir haben die schweren Nachkriegswirkungen mächtig gespürt und mitgelitten an den unglückseligen Verhältnissen, wie sie in Europa und auch über die Meere weg nach dem vierjährigen Ringen geherrscht haben. Und kaum, daß wir aus dem Ärgsten herausgekommen sind und die Schulden wesentlich abgetragen haben, die die Bereitschaft der Armee verursachte, ist der Weltbrand schon wieder entfacht worden, und gefährlicher als je ging es an unsern Grenzen zu. Reiche verschwanden, und Nachbarn kamen zu Fall, an deren Stärke und Halt wir glaubten. Wir stecken noch mitten in den unseligen Kämpfen drin, unser Schicksal steht in den Sternen, und niemand wagt zu prophezeien, wie das Ende des Aufruhrs aussehen wird, in den nahezu die ganze Erde einbezogen ist. Ein Erdbeben ist über uns gekommen, in dem die Grenzpfähle etlicher Länder schon anders gesteckt worden sind. Die riesigen Meere vermögen dem Brande nicht Einhalt zu gebieten. Zu Tausenden werden die Schiffe mit Bemannung, Kriegsausrüstungen und Proviantladungen aller Art in den Grund gebohrt, und Millionen von Tonnen sind dem Untergange verfal-